

## Um zu atmen, um zu singen

Der Wind erhob sich mitsamt den Schallwellen, die einem eine verletzlich zarte Melodie ins Ohr hauchte. Die Sonne streckte ihre Strahlen zu wallenden Scheinwerfern aus und eine für den ungeübten Zuschauer bedeutungslose Erhöhung wurde zur Lebensbühne der Erinnerungen an ein vergangenes Leben. Hier lebten sie ein anderes, nur nicht barmherzigeres. War es besser, besser am Leben zu sein als dem Tod die Hand zu reichen? Sie hätten den Tod nie mit offenen Armen empfangen. Er war die Grenzschwelle, vor der sie geflohen waren. Eine Grenze mit zwei Seiten. Sie hatten sich nicht ausgesucht, auf welcher sie standen. Sie lebten und bezwangen den Tod, mussten es für ihre Familien und sich. Ein ständiger Kampf mit dem Leben, ein ständiger Wettstreit mit sich selbst, mit der Welt. Sie kämpften, um zu überleben, aber sie wollten leben. Sie wollten ihre Stimme erheben, ihr Schicksal verkünden, ihre Liebe, ihr Leid, ihr Ein und Alles, was sie über Wüsten, Wälder, Furten und über verlassene Straßen, kollidierte Häuser und ausgelöschte Städte mit sich getragen hatten, ihre Seele und ihr pochendes Herz. Es verweigerte seine Herzensmacht abzugeben, es schallte, dass es leben wollte. Ich hörte zu. Die Sonne versengte meine Haut, während es unvorstellbar war, dass diese Leidenschaft und dieses Temperament in einer fernen Sprache, die ich nicht verstand, mit einer solchen Kraft und Ausdauer jene Klänge erzeugen konnte. Wie ich kosteten sie die Sonne an dem Tag, an dem ich ihrem Konzert lauschte. Wie sie Wärme spendete, verbrannte ihre Hitze die Leiber, wie die Pflanzen ihr Licht benötigten, ließ es das Wasser verdampfen, und sie waren ihr alle ausgesetzt, mussten Schutz im Schatten suchen. Ich hörte zu, wie sie von der Fremde sangen, die einstig ihre Heimat gewesen war. Von der Heimat, die ihnen zur Fremde wurde, von der Fremde, die ihnen zur Heimat wurde. Wie sie auf einer Grenze tanzten, wie zwei Seiten zu einer Linie heranwachsen. Die Linie bauten die Geflohen zu ihrer Rettungsleine aus, die Frauen woben, die Männer zogen. Die Kinder reisten Huckepack am Rücken der Geschwister, die Alten schleppten die verbliebenen Habseligkeiten, ein Spielzeugpferd aus Holz, die letzten Scheiben vertrockneten Brotes, Lumpen und durchlöcherter Schuhe, mit sich. Sie stürzten und fielen, waren so tief gefallen und kämpften, um sich zu erheben, um zu atmen und zu singen. Zu lachen, um mit mir hier zu lachen. Die Kinder und ich wirbelten in Kreisen auf und ab, wenigstens in diesen Minuten stimmten wir einen Friedensreigen an. Ich weinte, weil sie nach allem noch fähig waren Freude zu empfinden. Darin war eine Authentizität verborgen, ein Gefühl der Echtheit, der Wahrheit. Ein Gefühl des Lebendig-Seins, das ihnen niemand nehmen konnte und sie hatten ihnen fast alles genommen, nur ihr Lächeln nicht, ihre Hoffnung. Doch zu viel. Zu viel, das niemand ertragen sollte.

Für ihre Courage werden sie ausgesperrt. Sie haben überlebt, sie haben den Preis gezahlt, die Masken verloren, des Gesichts beraubt. Wir lassen sie für das Leben einen noch höheren Preis zahlen, lassen sie vergessen, dass sie Menschen sind, weil wir es selbst ablehnen zu glauben. Wir sehen Irrlichter und Gespenster, tauchen unsere Hände in den Wunschbrunnen des Konsums, der Selbstverwirklichung des Individuums. Wir waschen unsere Hände im Blut der anderen, die anderen kümmern uns ja nicht. Sie sind ja anders. Die anderen als Masse, die anderen als Klumpen. Wir reduzieren sie auf eine Rebe, auf ihr Ganzes, wenn sie aus allerlei Trauben bestehen, wenn sie alle jemand sind wie wir. Ein Niemand, ein Jemand. Wir sind alle jemand, alle Menschen. Alle Menschen. Wir sind alle eine Welt, alle eine Erde. Sie zerteilen uns in unsere Bruchstücke. Sie brechen mich auf, brechen die Berge, brechen die Bäche, über Stock und Stein ziehen sie die Grenzen. Die Mauern werden hochgezogen, die Wände in den Köpfen einbetoniert. Ich lief gegen eine Mauer, weil ich meine Augen schloss, weil ich zuhörte und nicht sprach. Ich schreibe jetzt: Humanität. Ich singe jetzt: Bildung. Ich hatte einen Traum, habe einen Traum. Sie sagen, gib Acht auf deinen Traum.

Sie sangen von der Vorstellung etwas zu fühlen. Sie hatten ihre Stimme behalten. *Es ist alles. Alles in Einem, wenn sich die Lider unter einem nächtlichen Blinken verschließen, wenn die Lippen kribbeln. Sie sehnen sich nach Ausdehnung, nach einem Lächeln. Zu fühlen ist mehr als Glück. Zu leben ist sterblich zu sein, in der Nussschale des Glücks treibend. Zu fühlen, lebt im Vergessen sterblich zu sein, wenn sich im Augenblick die Ewigkeit offenbart. Es ist alles in einem, auch das eine hat ein Ende. Wenn wir uns vergessen, vergessen wir die Welt nie wieder. Das Gefühl des Lebens in einer brüchigen Stimme. Zu laut – zu hoch. Zu falsch. Lauter, höher, brüchiger. Sie folgen den Klängen. Die Atome eines Körpers schwingen, die Zellen ächzen. Das Tier setzt zum Sprung an. Anspannung, die Muskeln werden für den Kampf gestählt. Ein Faustschlag ins Unmögliche, solange du dich nicht selbst triffst. Die Vorstellung etwas zu fühlen, übersteigt das Leben – siehe die Todesrose in ihrem blutigen Schmunzeln. Verblutend für das Gefühl. Das Wettrennen in Erwartung, wem es bestimmt ist, Unbestimmte in Ketten für Granatäpfel. Die Läufer kennen die Schatten nicht, die ihnen folgen. Ein Paradies, so künstlich – ich hätte es in einem Labor erschaffen. Glas bricht, ein Werk in Fluten. Es ist doch ach, verblüht. Das Gift ist zurückgeflossen. Dies ater. Es ist alles dahin. Was nützt die Glaskuppel? Draußen schürten sie die Müllhalde zwischen ihren Sklaven und Verhungerten. Alles dem Geldtrieb. Ein Spiel zu viel, ein Sprung zu weit. Nicht nach vorne. Ich fühle. Ipse vivat – Homo vivat.*

Aber ich lebe noch nicht lange für mich, dann wäre ich mir ja selbst fremd. Der Mensch braucht ein Gegenüber, der Mensch braucht die Trennung. Nur eine Grenze brauchen wir nicht. Sie bauen die Grenze zwischen Hautfarben, zwischen Sprachen, zwischen Kulturen und Religionen. Glauben wir nicht alle an denselben Gott, ist seine Botschaft im Grunde nicht dieselbe? Religion muss kein Glaube sein, Religion ist Macht und Gott hat keine Macht, er hat nur die Liebe in sich, in der Welt, in uns. Puzzleteile sind in der Lage sich selbst zu regieren, nur eine Gesamterscheinung ergeben sie erst als Ganzes. Es ist ein Kinderspiel, es wird gesucht, was am besten zusammenpasst. Köpfe werden an Rücken geklebt, Pfoten an Mäuler, Stacheln an Schwänze, Augen an Bäuche. Was für eine verkehrte Welt da nur Kopf steht. Sie häufen sich Spielbälle an, Schachfiguren ziehen über Schwarz-Weiß-Felder. Menschenleben werden abgemessen, abgezählt, einsortiert, kategorisiert, qualifiziert, quantifiziert, zu Daten, Prozentsätzen und Statistiken erhoben. Geld lebt nicht, Geld erhält es, aber das Mittel zum Zweck verfließt. Die Länder kreisen sich ein, es geht um ihre Leute, es geht um ihre Sicherheit, die Priorität hat. Es wird differenziert und unterschieden. Mein Volk und dein Volk, Du und Ich. Ich versichere dir, dass wir zwei Seiten eines Blattes sind, wo du zwei halluzinierst und dir heraufbeschwörst. Das eine ist ein Trugbild, ein falscher Schirm ohne eigene Energie.

Einer der Sänger fragte mich, von wo die Feindseligkeit und das Misstrauen der Menschen stamme. Für eine Frage gibt es viele Antworten. Eine wäre der Evolution in die Schuhe zu schieben. Überlebenswille, Selbsterhaltungstrieb. Das Ich kann sich im Versuch der Selbsterhaltung genauso unter Umständen selbst zerstören. Fluchtinstinkt? Seit dem Sesshaft-Werden jagt und sammelt niemand mehr. Wir lassen uns lieber bedienen von Großplantagen und Pestiziden, von Arbeitern, die durch unseren Luxus in der Hölle landen. Das sind die Schattenseiten der Menschheit, während wir in einer Blase lamentieren. Wehe, jemand weckt uns aus unserem Dornröschenschlaf. Wehe, jemand berührt uns im Paradies. Die Schlange frisst sich bekanntlich von selbst auf. Daher die Feindbilder, daher die Sündenböcke, daher die Andersartigen, da die Monster unter dem Bett nicht mehr existieren, der schwarze Mann überholt wurde, die Hexen entzaubert wurden und in Flammen aufgingen und Unschuldige in Asche verwandelt wurden. Selbsterstörung, denke ich. Für ein Vakuum ohne Luft geben wir die Verantwortung ab, werden zu Tauben und Blinden, verlernen das Wort. Der Mensch belügt sich gerne.

Ich habe einen Traum. Ich auch, sagte die Frau des Sängers, der mir die Frage stellte. Die Stimme brüchig und unsicher, sie testete die Worte aus, ihr Gaumen schmeckte sie. Sie klangen so neu und ungewohnt. Sie vermisst ihre Eltern, sie sind zurückgeblieben, erzählt sie scheu. Ihre Mutter hatte sie noch lebend gesehen, ihr Vater starb, wurde erschossen. Sie weinte und griff nach der Hand ihres Babys, als würde sie auch um sein Leben bangen, als könnte eine Bombe am Himmel aufblitzen und uns alle stürzen. Ich war Ärztin, gestand sie. Jetzt bin ich Asylwerberin, jetzt bin ich Flüchtling. Ist das alles, was ich bin? Ich nahm ihre freie Hand, drückte sie. Du bist mutig und stark, eine Ärztin, eine Mutter, eine Frau, sagte ich im Gegenzug. Ich wusste nicht, was ich sonst sagen sollte. Sie nickte. It's time to pray, I thank God everyday, verabschiedete sie sich auf Englisch. Das tat ich nicht und hoffte, dass ich nicht zu undankbar war. Ich brach in Bewunderung aus, weil sie ihr Leben zu schätzen wusste und dankbar dafür war. Es benötigte wohl nicht viel zu einem guten Leben. Gib Acht auf deinen Traum, murmelte ich, ohne zu wissen, was ihr Traum war.

Wir flüchten alle einmal, am meisten vor uns selbst. Wir projizieren die Schatten nach außen, in die Fremde, wenn sie in uns leben. Doch wir verleugnen sie, halten uns von ihnen fern. Sie werden in der Gesellschaft nicht akzeptiert, sie werden verurteilt. Wir verurteilen uns selbst und schreiben es anderen zu. Wir flüchten alle einmal. Auf jeder Reise, die wir antreten, um frischen Wind auf unserer Haut zu spüren, um die Lasten zu vergessen, tragen wir sie mit und ihr Gewicht wird schwerer, wenn wir zurückkehren, wird schwerer, wenn wir Halt machen. Wir tun alles, um nicht zurückzuschauen. Wir flüchten alle einmal.

Ich blickte auf ein Erbe zurück, als ich vom Fest nach Hause ging. Ich blickte auf die Menschen dort zurück, die alle an diesem Tag zusammengekommen waren und ihre Euphorie wie ihre Geschichten und Lieder miteinander teilten. Ich blickte auf die Sängerfamilie zurück, die aus dem Iran geflüchtet waren. Die Lieder und Stimmen in dieser Sprache aus dem Nahen Osten schollen zu einer Hymne ans Leben an, welches so menschlich war, so menschlich. Ich blickte auf Traditionen und Bräuche zurück, auf die Fenster der Stadt. Wie können wir Menschen kein Heim geben, wie können wir sie abweisen? Wie bringen wir es übers Herz? Österreich war ein Vielvölkerstaat, Vielvölker. Viele Völker, wir waren viele. Mein Großvater floh auch als kleiner Junge aus dem Sudetenland, heutigem Tschechien. Seine ganze Familie wurde nach dem 2. Weltkrieg ausgesiedelt, für sie war kein Platz mehr an jenem Ort, an dem sie ihre Wurzeln geschlagen hatten. Der Vater meines Großvaters besaß die österreichische Staatsbürgerschaft, das war sein Glück, das sein Ass, um eine Grenze zu überwinden. Es stand nicht in meiner Gabe anzunehmen, wie meine Familie andernfalls heute aussehen würde, wenn der Krieg ihn nicht zu meiner Großmutter getragen hätte. Es wäre genauso wenig auszumalen, wie viele verschont geblieben wären, hätte damals und dort der Wille zum Frieden und die Abwesenheit von Kriegsbereitschaft gesiegt, hätten die Menschen gehandelt und nicht weggesehen. Die Linie bleibt bestehen, sie ist schwer auszuradieren. Es obliegt jeder der zwei Seiten einen Schritt näher an sie heranzutreten, in Zweisamkeit ergrünt das Blatt. Wir träumen uns ein Leben von Harmonie, von Unbeschwertheit vor. Es ist ein schöner Traum, aber die Welt kann grausam sein, grausamer als uns lieb ist. Wir können grausam sein, ohne eine Farbe. Es liegt an uns diese Grenze zu überwinden. Es liegt an uns frei zu sein und zu singen, wie sie es tun. Wir müssen sie nur lassen und uns trauen.